

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

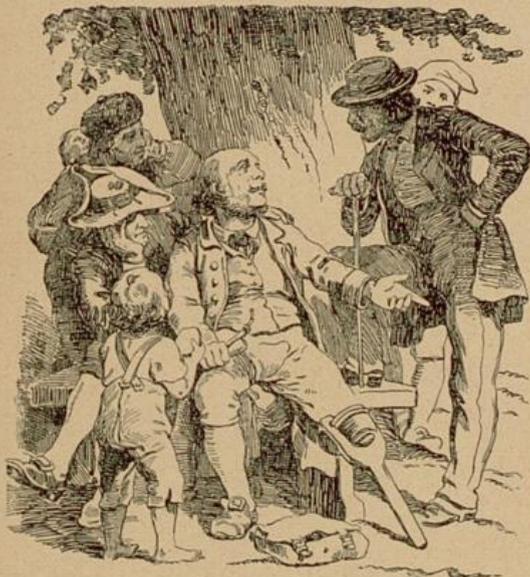
Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Vom 15. Juni 1901 bis 15. Juni 1902.



Freude und Leid, Gutes und Böses, Freudenfeste hier, Kriege und Revolutionen dort hat das neue Jahrhundert auch in seinem zweiten Jahre gebracht. Unser liebes

Deutschland

aber hat sich durch ganz besondere Ruhe und Friedfertigkeit hervorgethan; ja, mitunter konnte man meinen, es wäre gar zu ruhig im Lande, — der deutsche Michel wäre richtig wieder eingeschlafen. Als aber nach Jahr und Tag endlich die Krieger aus China wieder heimkehrten, da machte der deutsche Michel die Augen weit auf und rieb sich vergnügt die Hände. Die Chinesen waren gescheit geworden, sie hatten



Da machte der deutsche Michel die Augen weit auf und rieb sich vergnügt die Hände.

alles zugegeben, was von ihnen verlangt worden war; alles ward schwarz auf weiß aufgesetzt und ein halb Duzend Staatsiegel wurden beigebrückt; der Friede war fertig. So konnten alle europäischen

Soldaten in Ruhe wieder heimfahren; das heißt alle eigentlich nicht! Denn wer konnte den schlitz-ängigen Popsträgern trotz all' der schönen Versprechungen trauen? So war es geraten, daß jede der europäischen Mächte — und ebenso Amerika und Japan — ein Häuflein der Ihrigen zurückließ, damit die Hauptstadt Peking und etliche andere wichtige Plätze sicher in den Händen der fremden Mächte blieben. Auch in der wichtigen Hafenstadt Shanghai ließen die Deutschen neben den Engländern und den Franzosen etwa ein Bataillon zurück — wozu im übrigen die Herren Engländer anfangs arg scheel drein sahen. Nachdem ihnen aber die Deutschen ihren Standpunkt klar gemacht, ergaben sie sich darin: es war eben nichts anderes zu machen.

In der Hauptsache aber zogen die Deutschen heim; sie bestiegen die großen Schiffe, winkten noch einmal landwärts und dann dampften sie munter der Heimat zu. Es war eine lange Fahrt; unter sechs Wochen machte es kein Schiff, aber auch dies ward überstanden und schließlich fanden sich die tapfern Chinakrieger bei Mutttern wieder ein. Auch der Graf Waldersee



Schließlich fanden sich die tapfern Chinakrieger bei Mutttern wieder ein.

ist gesund und munter heimgekehrt und vom deutschen Kaiser in allen Ehren empfangen worden. Vorher aber hatte sich beim Kaiser ein anderer Herr eingestellt, der aus China gekommen war. Das war Prinz Tschun, der „Sühneprinz“, denn im Frieden mit den Chinesen hatten die Deutschen ausgemacht, daß ein richtiger kaiserlich chinesischer Prinz extra nach Berlin kommen und den deutschen Kaiser höchst um Entschuldigung bitten müsse für alle die Greuelthaten, so die Chinesen verübt, vor allem aber um Entschuldigung für den entsetzlichen Mord, den sie an dem deutschen Gesandten, dem Freiherrn von Ketteler, im Jahre vorher begangen hatten. Dazu war genannter Prinz Tschun, ein jüngerer Bruder des chinesischen Kaisers, ausgewählt worden, und richtig hatte er sich mit etlichen anderen langgezöpften Herren auf ein deutsches Schiff gesetzt und war übers Meer bis nach Genua und von da auf

der Eisenbahn bis nach Berlin gefahren. Hier wurde er vom deutschen Kaiser empfangen, und er überreichte dabei einen großen, schön mit chinesischen Buchstaben auf Seide geschriebenen Entschuldigungsbrief seines Herrn Bruders, der darin fest versprach, derartige schlimme Dinge niemals wieder zu thun. Der deutsche Kaiser saß dazu gar stolz und feierlich, in glänzender Rüstung, den goldigen Helm aufgesetzt, auf dem Throne, während sich der fremde Prinz gar demüthiglich nahte. Der Kaiser las ihm gehörig den Text und verbat sich in ernstern Worten, daß solche Sachen je wieder passierten; dann aber stieg er von seinem Throne herunter und ließ sich mit ihm in eine etwas gemüthlichere Unterhaltung ein. Auch zu den Manövern, die gerade stattfanden, wurde der chinesische Prinz geladen und bekam auch bei dieser friedlichen Heerschau einen gewaltigen Respekt vor unseren wackeren Soldaten, — kurz, er wurde schließlich noch ganz gut behandelt. Als er aber bei der Mutter des ermordeten Freiherrn von Ketteler, die zu Münster in Westfalen lebt, anfragen ließ, ob er sie nicht besuchen dürfe, da verbat sich diese den Besuch aufs allerbestimmteste; und da hat sie recht gehabt. —

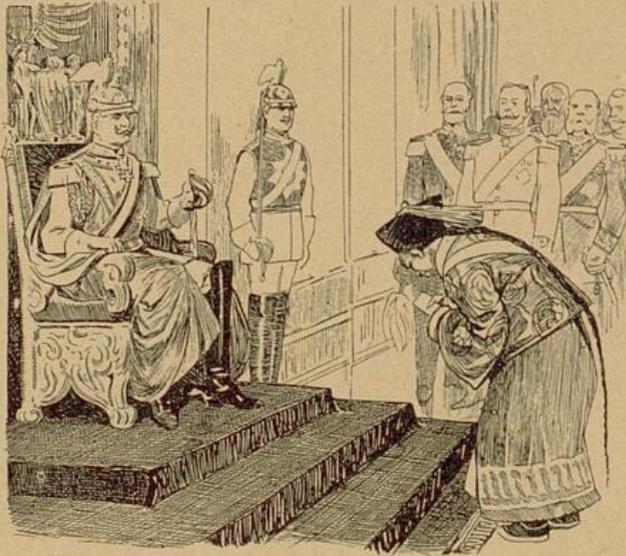
Außer den lebenden Chinakriegern kehrten aber auch noch etliche tote mit heim; so ward die Leiche des Hauptmanns Bartsch, der zu Peking meuchlings umgebracht worden war, sowie diejenige des Generals Schwarzkoppen, der im brennenden Kaiserpalast sein Leben eingebüßt hatte, nach Deutschland gebracht. Auch der Freiherr von Ketteler fand seine Ruhestätte in heimischer Erde, in der roten Erde nämlich des Münsterlandes; und dort läßt ihm auch der Kaiser ein prächtiges Denkmal errichten zum Andenken an seinen Tod im fernem, fremden Chinesenlande. Ein zweites Denkmal aber müssen ihm auf eigene Kosten die Chinesen zu Peking errichten, und genau an der Stelle, wo er ermordet worden ist, damit sie auf immer daran gedenken, was sie verbrochen haben. Etliche von den braven Chinakriegern — einschließlich hoher Generale — mußten sehr bald vor Gericht und Zeugnis abgeben „in Sachen der Hunnebriefe“, denn der preussische Herr Kriegsminister hatte die Zeitungsschreiber belangt, die solche Briefe hatten drucken lassen. Da stellte es sich klärlieh heraus, daß so gut wie alles daran erstunken und

erlogen gewesen ist. Die Zeitungsschreiber aber spazierten dafür ins Loch. Im deutschen Reichstag kamen die Sozialdemokraten noch mehr als einmal darauf zu sprechen; aber es nützte ihnen nichts; es konnte niemand unseren Chinakriegern etwas anhängen. Die deutschen Soldaten sind eben noch die alten, die sie immer gewesen: voller Manneszucht selbst im fremden Lande, wo sie die Eroberer sind. Um so ärger mußte es deshalb alle Deutschen — vor allem aber die alten Krieger und Veteranen — verschnupfen, als ohne jede Veranlassung der englische Kolonialminister Chamberlain sich er-

laubte, ein Urtheil über die deutschen Truppen aus dem Jahre 1870 und 71 öffentlich abzugeben. Es hatten sich nämlich in England selbst Leute gefunden, die mit dem Auftreten ihrer Landsleute im Burenlande durchaus nicht zufrieden waren; und da hatte Minister Chamberlain den Mund weit aufgethan und es in die Welt hinaus geschrien: „Und sollten die englischen Soldaten sich betragen haben, wie sie wollten, so würde das immer noch lange nicht so schlimm sein, wie die Greuelthaten, so die Deutschen anno 70

und 71 in Frankreich verübt haben.“ — Das vernahm der deutsche Michel denn doch durch die Schlafmütze hindurch, die er derweilen wieder über die

Ohren gezogen hatte; er nahm besagte Mütze und schmiß sie dem großmäuligen englischen Minister in die Visage. Überall in ganz Deutschland gab es eine ganz gewaltige Entrüstung über dieses unerhörte englische Lügenmaul; die alten Krieger traten zusammen und verboten sich in derben Worten solche Verleumdungen, und zugleich gingen durch alle Zeitungen Berichte



Der deutsche Kaiser saß dazu gar stolz und feierlich, in glänzender Rüstung, den goldigen Helm aufgesetzt, auf dem Throne.



Er nahm besagte Mütze und schmiß sie dem großmäuligen englischen Minister in die Visage.

aus der damaligen Zeit, aus denen sich umgekehrtermaßen deutlich ergab, wie menschenfreundlich die deutschen Soldaten mit den Franzmännern, mit deren Weibern und Kindern, sowie auch mit dem fremden Geld und Gut umgegangen sind. Sogar französische Blätter gaben dies zu. Das alles aber nutzte nichts; der englische Herr Minister mußte es einmal besser und blieb bei dem, was er gesagt



Bei Caprivi aber bockte das Pferd und schlug aus.

hatte. Als dann später der Reichstag seine Sitzungen wieder aufgenommen hatte, nahm der Reichskanzler Graf von Bülow das Wort und sagte den Engländern etwas, was er ihnen leider bislang noch niemals so recht deutlich gesagt hatte, nämlich — die Wahrheit; aber da zogen die Engländer ihrerseits die Zipfelmütze über die Ohren und wollten davon nichts hören. Seitdem zeigen die Engländer etwas mehr Respekt vor der deutschen Regierung, wenn freilich auch immer noch lange nicht genug. Wie der alte Bismarck noch lebte, mangelte es an dem nötigen Respekte nicht; bei den



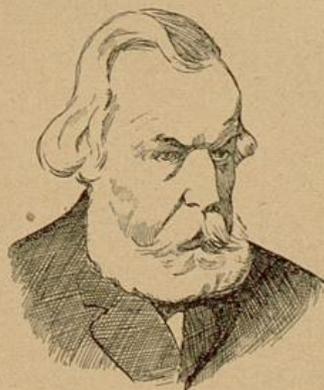
Finanzminister Miquel †.

beiden nächsten Nachfolgern ging der Respekt etwas in die Brüche, und erst ganz letztlich will sich das Blättchen wenden. Es soll diesen beiden darum aber nichts Böses nachgesagt sein; denn beide sind tot; beide thaten jedenfalls ihr Bestes. Ja, auch der Fürst Hohenlohe ist abgestorben; er hat sich seines wohlverdienten Ruhestandes nur kurze Zeit erfreuen können. Dankbar soll das deutsche Volk seiner allezeit gedenken; denn Bismarck hat die Germania in den Sattel gesetzt; bei Caprivi aber bockte das

Pferd und schlug aus; erst wie es Hohenlohe führte, da ging es wieder im alten guten Trabe. Es war wenigstens der alte Kurs, wenn freilich auch nicht die alte Kraft dahinter steckte. Der jetzige Kanzler aber ist ein jüngerer Mann, dem es hoffentlich an der nötigen Muskelkraft nicht fehlt, um das wieder etwas ungebärdig gewordene Pferd zu bändigen. Noch ein anderer berühmter deutscher Staatsmann ist gestorben, der frühere preussische Finanzminister Miquel, von dessen Verdiensten der Hinkende schon im vorigen Jahre erzählt hat. Dem Kaiser ist der Verlust seiner beiden alten verdienten Ratgeber Hohenlohe und Miquel gewiß nahe gegangen, aber ein viel größerer Schmerz ergriff ihn naturgemäß, als seine geliebte Mutter, die Kaiserin Friedrich, von derselben furchtbaren Krankheit dahingerafft wurde, die ihrem edlen Gemahl ein vorzeitiges Ende bereitet hatte. Wie dereinst Kaiser Friedrich, so hat auch sie die schrecklichsten Leiden standhaft ertragen, bis sie endlich durch den Tod von ihnen befreit wurde. Ein weiterer Verlust betraf das preussische Königshaus, indem sein ältestes Mitglied, Prinz Georg, der sich auch als Schauspieldiver bekannt gemacht hat, das Zeitliche segnete. In seinem prächtigen Schloß Meinfenstein bei Bingen wurde der Prinz bestattet.



Kaiserin Friedrich †.



Prinz Georg von Preußen †.

Ein böser Streit tobt im Lande wegen des Zolltarifs. Auch im Reichstag können die Herren durchaus nicht darüber einig werden. Viele Gelehrte möchten die Zölle ganz abschaffen; der Bauer aber meint, wenn er keine Zölle mehr hätte, bliebe ihm nichts übrig, als nach Amerika auszuwandern, wo die Untkosten des Landwirtschaftsbetriebes nicht so hoch seien wie bei uns, denn dann könne er mit dem billigen amerikanischen Getreide und Fleisch nicht mehr konkurrieren und er müsse bettelarm werden. Ebenso glaubt der Gewerbetreibende, daß er die Werkstatt oder Fabrik bald zumachen könne, wenn seine

der Bauer aber meint, wenn er keine Zölle mehr hätte, bliebe ihm nichts übrig, als nach Amerika auszuwandern, wo die Untkosten des Landwirtschaftsbetriebes nicht so hoch seien wie bei uns, denn dann könne er mit dem billigen amerikanischen Getreide und Fleisch nicht mehr konkurrieren und er müsse bettelarm werden. Ebenso glaubt der Gewerbetreibende, daß er die Werkstatt oder Fabrik bald zumachen könne, wenn seine

Erzeugnisse nicht durch einen Zoll vor ausländischer Konkurrenz geschützt würden. Der Landmann will natürlich seine Produkte möglichst teuer verkaufen, dagegen die Erzeugnisse des Gewerbes und der Industrie möglichst billig einkaufen, der Städter dagegen will für die Lebensmittel, die er vom Bauern bezieht, möglichst wenig bezahlen, aber für das, was er ihm verkauft, recht viel einheimen. Beide Teile sollten sich jedoch bald einigen, sie sollten einsehen, daß der eine nicht ohne den andern bestehen kann. Darum jedem das Seine gegönnt und die Zölle nicht allzu hoch hinaufgeschraubt! Wenn sein Kunde, der Bauer, nichts hat, hat auch der Städter nichts, und wenn die Geschäfte in der Stadt stocken, dann muß auch der Bauer darunter leiden. — Mit den Geschäften stand es in der letzten Zeit ohnehin nicht glänzend. Schon Ende des Jahres 1900 begann ein Rückgang; 1901 aber wurde es noch schlimmer. Da hörte man es allerorten unheimlich krachen. Große Banken, von denen es nimmer einer gedacht haben würde, machten plötzlich ihre Kassen zu, weil nichts mehr darin war als schlechte Papiere und faule Wechsel; in den Anlagen der großen Städte hing eine Zeitlang alle Morgen ein halb Dutzend Bankhalter von den Bäumen herab. Das schlimmste Stück aber lieferten die „Leipziger Bank“ und die „Treibertrocknungsgesellschaft“ zu Kassel; sie machten mit mehr als 100 Millionen Bankrott. Und was waren das für seine Herren gewesen, so da die Hände im Spiele hatten! Freilich, daß einer oder der andere von ihnen bereits gefressen hatte, sah ihnen keiner mehr an; sie sahen eben zu vornehm aus. Alles schwor auf sie, zumal sie jedem, der ihnen sein bißchen Geld hergab, goldene Berge dafür versprochen. Rechtsanwälte wollen doch besonders geschickt sein, und zwei von ihnen hoben die Kasseler Treibertrocknung noch wenige Wochen vor ihrem Ende bis in den Himmel hinauf. Um so tiefer war dann der Sturz. Nun, sie haben sie alle abgefazit; aber die Strafe, die sie bekommen, ist viel zu gering für das viele Unglück, das sie angerichtet haben, denn gerade denen, die es sich vom Munde abgepart, haben sie das bißchen Geld genommen. Der Hinterteufel ist nicht gerade blutdürstig, aber die Halunken, die Tausende ins Elend stürzen und oft in den Tod treiben, möchte er doch gar zu gern am Galgen baumeln sehen. Vielleicht giebt es für sie noch einmal einen Reichsgalgen.

Nun zu erfreulicheren Dingen! In dem hannoverschen Dörfchen Mechtshausen wurde am 15. April 1902 der 70. Geburtstag eines Mannes gefeiert, der sich niemals viel um Politik gekümmert hat, dem aber dennoch nebst zahllosen gewöhnlichen Sterblichen selbst der Kaiser und andere deutsche Fürsten ihre Glückwünsche abstatteten. Auch der Hinterteufel befand sich unter den Gratulanten, denn das Geburtstagskind war der große Meister deutschen Humors, der Maler und Dichter Wilhelm Busch, der die bösen Bubengeschichten von Max und Moritz, den „Heiligen Antonius von Padua“ und viele

andere schöne Bücher geschrieben hat, die zwar den Muckern nicht sonderlich gefallen, aber dafür Tausenden den Gram und die Sorge aus dem Herzen verschleuchten. Der Hinterteufel wünscht dem greisen Künstler noch viele Jahre eines glücklichen Alters.

Der neue Kanzler hat die Einheit des Deutschen Reiches um ein ansehnlich Stück weiter gebracht. Wieso? fragt Peter der Barbier, unser alter Bekannter, erstaunt, denn dergleichen ist ihm das ganze Jahr über nicht zu Bewußtsein gekommen. So schau er sich aber einmal die Briefmarken an, die neuen Briefmarken; oder noch besser: lege er eine neue Briefmarke neben eine alte. Was sieht er da? Was, keinen Unterschied! Ei, so reiß er sich nur gehörig



die Augen aus, und da wird er sehen, daß auf der alten Briefmarke zu unterst steht: „Deutsche Reichspost“ und auf der neuen: „Deutsches Reich“. In seiner Einfalt könnte er gar vermeinen, das wäre kein Fortschritt, sondern umgekehrt ein Rückschritt, denn so sei doch die deutsche Reichspost aus der Welt geschafft. Stimmt, Peter; stimmt freilich! Das sollte auch so sein und mußte partout so sein, denn die, so bislang ihre eigene Post hatten, die Bayern und die Württemberger, können gerade diese zwei Worte durchaus nicht sehen. Was hätten sie zwei beide wohl mit der deutschen Reichspost zu schaffen?! Aber „Deutsches Reich“ — nun, das läßt sich schon hören, denn schließlich — es ist nicht abzuleugnen — giebt's doch seit etlichen Jahrzehnten wieder ein Deutsches Reich, und so kann man es am Ende auch auf die Papierchnitzel setzen, die als Briefmarken dienen, ohne daß einem was abgeht. Wenigstens dachten sie so in

Württemberg

und hatten nichts dagegen, daß neue Briefmarken in der Art gedruckt würden. Die Bayern aber fängt einer mit so etwas nicht! Nein, die merkten

es deutlich, worauf die ganze Sache hinaus wollte. Es war ja sonnenklar: Sie sollten preussisch werden! Nein, das thut der Bayer nie und nimmer; denn o weh! da wär's sicher auch bald ums bayerische Bier — das so wie so jetzt schon der Malefiz-Preuß zum größeren Teile wegrinkt — und am Ende gar um die Knödel geschehen. — Auch ein Unglücksfall wäre aus Württemberg zu vermelden. Das alte berühmte Hoftheater in Stuttgart wurde von einer Feuersbrunst zerstört. Es ist nur gut, daß das Feuer nachts ausbrach, so daß Menschen dabei nicht umgekommen sind. In

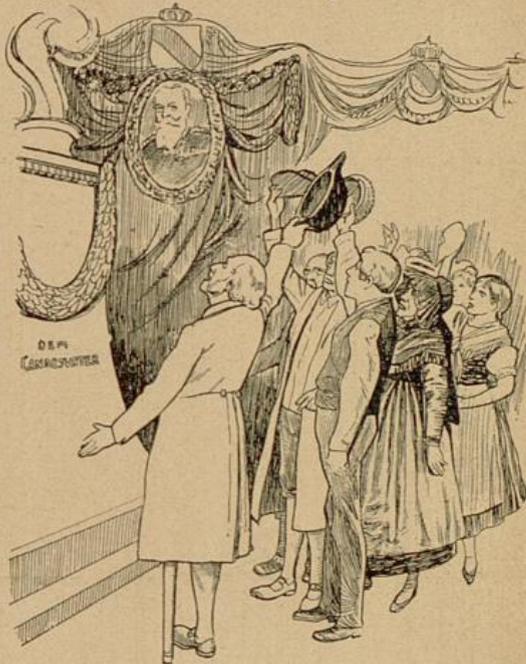
Bayern

führen die Ultramontanen noch immer das große Wort, und was dabei herauskommt, zeigte sich bei einer Versammlung im Münchener Kindl-Keller, in der Graf Paul Hoensbroech einen Vortrag halten wollte über den Toleranzantrag, den das Centrum im Reichstag eingebracht hat. Toleranz heißt Duldung und Gleichberechtigung, also eine schöne Sache, für die der Hintende von jeher gern eingetreten ist, aber wenn sich das Centrum, die Partei der Jesuiten und Ultramontanen, also der größten Feinde der Toleranz, mit einemmale mit seiner Toleranz diet thut, so muß das einen Haken haben. Das wollte auch Graf Hoensbroech sagen, der es als früherer Jesuit genau wissen muß, aber seine Gegner, die sich in die Versammlung hineingedrängt hatten, ließen ihn nicht zu Worte kommen, sie fingen an, mit Bierseideln zu werfen und mit Stühlen dreinzuschlagen, so daß eine arge Kauferei entstand und der Vortrag unterbleiben mußte. Mit ihrem pöbelhaften Benehmen haben diese Leute besser bewiesen, als es hätte gesagt werden können, daß sie fremde Ansichten nicht vertragen können und daher von wahrer Toleranz keine Ahnung haben. — Sekund aber steht der Hintende von seinem Sitze auf und thut seinen Dreimaßer ab, denn es gilt, des Mannes zu gedenken, der neben dem hochmächtigen Herrn Kaiser zu Berlin die beste Stelle in seinem Herzen einnimmt. Das aber ist der regierende Herr im ge- segneten

Großherzogtum Baden.

Volle fünfzig Jahre sind es am 24. April 1902 gewesen, daß der hohe Herr die Regierung des Landes führt. Das ist eine lange Zeit; es ist mehr als ein Menschenalter, und diese lange Zeit allein hätte schon etwas zu bedeuten. Aber wie er die Regierung geführt hat — das hat mehr zu bedeuten. Worte sagen es nicht. Dafür jedoch steigt auf die Berge hinauf und schauet von da aus hinab in alle die gesegneten Thäler rundum. Schaut, wie allerorten der Pflug durch lachende Fluren geht; wie fröhliche Winzer die Rebberge herabkommen, wie in den Städten die Essen rauchen und die Maschinen stampfen und rasseln, wie es in jeder Werkstatt klingt vom lustigen Hinkelpanz des Schlossers und Schmiedes; wie der Hobel und die Nadel gehen! Schaut, wie dort auf dem blinkenden Strome die Schiffe ihre

weißen Segel blähen und auf glitzerndem Eisenstrange sich endlose Reihen hochbeladener Güterwagen über Berg und Thal winden! Überall gedeihen Handel und



Hoch lebe, dreimal hoch unser Großherzog, Großherzog Friedrich!

Gewerbe; Kunst und Wissenschaft blühen; ein glückliches Geschlecht bevölkert das Land; ein freies Volk schaut dankbar hinauf zu dem Throne; denn neben der eigenen Kraft verdankt es all dies in erster Reihe der weisen Führung durch die Hand des so lange regierenden Herrschers. Darum die Klappen und die Kastüchle in die Luft! Hoch lebe, dreimal hoch unser Großherzog, Großherzog Friedrich! — Be-

vor der Hintende von Baden Abschied nimmt, muß er noch eines schweren Verlustes gedenken, der sein Heimatland durch den Tod zweier Männer betroffen hat. Am 29. Juli 1901 starb viel zu früh der um das heimische Gewerbe hochverdiente Direktor der Karlsruher Kunstgewerbeschule, Hermann Götz, ein Mann, der sich durch eisernen Fleiß und hohe Begabung zum bedeutenden Künstler emporgearbeitet hat. — In Heidelberg starb am 28. Mai 1902 einer der berühmtesten Aerzte



Hermann Götz.

und Gelehrten Deutschlands, Geheimrat Kaufmann. Der Verstorbene war in Graven bei Karlsruhe geboren und hat lange als Professor der Medizin in Freiburg und Straßburg gewirkt. Seit dem Jahre 1889 lebte er in Heidelbergl im Ruhestande, wo er vor einigen Monaten erst seinen 80. Geburtstag feierte. Auf die Glückwunschsdepesche des Hinkenden antwortete er mit folgendem Reimlein:

Daß du meiner gedacht,
Hat mir ganz besondere Freude gemacht.
Des Hinkenden Boten von Lahr
ganz ergebenster
Zubilar.

In den

Reichslanden

herrschte Jubel und Wonne. Der Diktaturparagra ph, der den Elsaß-Lothringern ein Argerniß war, obgleich er in den letzten Jahren nur auf dem Papier stand, ward aufgehoben. Der Kaiser hat dies selbst angeordnet, als er im kühlen Mai des Jahres 1902 in Straßburg und auf seiner Hohenlohnburg weilte. Durch die Aufhebung des Diktaturparagra phen ist jeder Ausnahmezustand für Elsaß-Lothringen beseitigt, und der Kaiser hat den Bewohnern der Reichslande einen Vertrauensbeweis gegeben, den sie zum Argern unserer lieben Nachbarn jenseits der Vogesen sicher rechtfertigen werden. — Im April 1902 verschied zu Greiz der regierende Fürst Heinrich XXII. von

Neuz ältere Linie,

und sein Vetter von der jüngeren Linie nahm dafür das Scepter in die Hand; freilich nicht als wirklicher Fürst von Neuz ältere Linie, sondern nur als Regent und Stellvertreter für den eigentlichen Fürsten, den Sohn des Verstorbenen, der seit Jahren geisteskrank und unheilbar ist. Der verstorbene Fürst war ein Sonderling, und der Hinkende hat früher schon von seinen Schrecken erzählt. Jetzt, da er tot ist, will er ihn auch ruhen lassen.

In der

Schweiz

hat die letzte Volkszählung ergeben, daß die Bevölkerung in den letzten fünfzig Jahren um rund 38 Prozent gewachsen ist und jetzt etwas über drei Millionen dreimahlhunderttausend Seelen beträgt. Um so auffallender ist es, daß in einem Dorfe Namens Auserbin im Binthal die Schule aufgehoben worden ist . . . weil es in dem Orte keine Kinder mehr giebt! Kein Wunder, denn seit zwei- unddreißig Jahren ist dort keine Hochzeit mehr abgehalten worden. Das werden unsere lieben Landsleute in der Gegend von Neutlingen, Böblingen und Ellwangen gar nicht begreifen wollen, denn dort thut es eine Familie selten unter zwölf Kindern. — An dem großartigen Unternehmen der Simplonbahn wird rüstig gearbeitet. Mit etwa sechstausend Arbeitern, meistens Italienern, ist bis jetzt etwas mehr als die Hälfte des Tunnels durchgebrochen worden. Man hofft, ihn bis zum Jahre 1904 zu vollenden. Die Kosten betragen bis Ende 1900 etwas

über 20 Millionen Franken. — In Zürich starb die wohl in jedem deutschen Hause bekannte und verehrte Jugendschriftstellerin Johanna Spyri. — Auch ihren „Konflikt“ hatte dieses Jahr die Schweiz, und zwar mit Italien. So heißt man es nämlich, wenn hohe Herren aneinander geraten. Wenn der Barbier Peter dem Löwenwirt zum Fenster hineinruft: „Löwenwirt, bei Euch drin in der Stube sitzt einer, so und so sieht er aus, den werst mir einmal heraus, ich habe ein Hühnchen mit ihm zu rupfen“, so wird ihm der Löwenwirt als verständiger Mann antworten: „Dann müßt Ihr eben warten, bis er von selbst herauskommt, ich mische mich nicht in Eure Händel“, und so etwa hat auch der Bundesrat dem heißblütigen Gesandten Silvestrelli geantwortet, als dieser die Bestrafung des Genfer Anarchistenblattes Risveglio verlangte, das auf den verstorbenen König Humbert geschimpft hatte; nach den Pressegesehen der Schweiz nämlich hätte eine Strafverfolgung des Blattes nur dann stattfinden können, wenn die italienische Regierung selbst Strafantrag gestellt hätte; (der schweizerische Staatsanwalt hätte viel zu thun, wenn er in allen Heißblättern herum schnupfern müßte!) — Zugleich schrieb ihm der Bundesrat, daß er den Ton, in welchem Herr Silvestrelli ihn auf seine Pflichten aufmerksam zu machen für nötig halte, sich nicht gefallen lassen könne und hiermit den diplomatischen Verkehr mit ihm abbreche! Nun erklärte sich aber der italienische Minister des Außern, Prinetti, mit Silvestrelli „solidarisch“, d. h. er gab ihm recht, und so erfolgte auch die Abberufung des schweizerischen Gesandten in Rom. Wenn einmal die Gesandten ihr Köfferlein gepackt haben und abgereist sind, so geht gewöhnlich gleich darauf der Teufel d. h. der Krieg los. Diesmal hat man aber wohl auf beiden Seiten die vernünftige Ansicht gehabt, daß die Geschichte kein Blutvergießen wert ist, und daher angefangen, die Sache wieder einzurenten. Der Hinkende meint dazu nur, die Italiener thäten besser daran, zuerst vor ihrer Thüre zu fegen, d. h. für bessere soziale Zustände in ihrem eigenen Lande zu sorgen, denn es ist gewiß kein Zufall, daß bis jetzt fast alle anarchistischen Attentäter Italiener waren!

Einen Konflikt hatten auch die

Belgier,

zwar keinen Konflikt mit einem auswärtigen Staat, sondern einen Konflikt im Innern, eine regelrechte Revolution. Da die klerikale Regierung mit dem Minister de Smet de Naeyer an der Spitze den Liberalen und Sozialisten das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, das wir im Deutschen Reiche längst haben, nicht bewilligen wollte, suchten die Sozialisten ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. In Brüssel, Lüttich, Namur und anderen Städten kam es zu Blutvergießen, aber die Regierung blieb Siegerin, denn die Truppen und die Bürgerwehr hielten ihr die Treue. Als sie einsahen, daß es so nicht ging, versuchten die Sozialisten es mit einem

allgemeinen Ausstand; aber auch dieser Versuch schlug fehl. Ein allgemeiner Streik kam gar nicht zustande, und die, welche wirklich die Arbeit niederlegten, hielten es nicht lange aus. So blieb denn vorläufig alles beim alten. — Schwere Sorgen bedrückten die

Holländer,

aber Sorgen ganz anderer Art als die ihrer belgischen Nachbarn. Das Wilhelminje, die allgemein beliebte Königin, war schwer erkrankt und schwebte mehrere Tage zwischen Tod und Leben. Aber die gesunde Natur der anmutigen jungen Königin überwand die Krankheit zur Freude aller Holländer, zur Freude auch des „Hinkenden“, welcher der Königin Gesundheit und eine lange, gesegnete Regierung wünscht.

Oesterreich.

Es ist nicht genug, daß die verschiedenen Völkerschaften der Kronlande miteinander im Streite liegen — nein, auch die Deutschen untereinander müssen es thun, woran dann niemand größere Freude nimmt, als die Tschechen, Kroaten, Magyaren u. s. w. Es ist dies schon seit Jahren so, diesmal aber zeigte es sich besonders ernsthaft. Hie Schönerer — hie Wolf! So ist jetzt die Parole ausgegeben, und es kann jeder nach seinem Geschmack wählen. Also Rant und Streit, wo Einigkeit allein helfen kann. Bessert euch insgesamt, so rät der Hinkende allen Deutschen in Oesterreich. —

In Triest kam es im Februar 1902 zu Unruhen schlimmster Art. Die Heizer, so auf den großen Schiffen der österreichischen Schiffsgesellschaft Lloyd fahren, wollten es für den alten Lohn nicht mehr thun und hatten auch sonst allerhand Ansprüche. Da die Schiffsherren nicht im Umsehen bewilligten, was die Heizer forderten, wurden diese hitzig und bestimmten die Arbeiter, in allen Werkstätten der großen Hafenstadt zu streiken. Die Sache kam vor ein Schiedsgericht, das im ganzen den Arbeitern günstig war, und somit schaute alles gut aus, bis auf einmal besonders unruhige Köpfe ohne allen Grund mit Gewalt vorgingen; sie brachten meuchlings, in der Nacht, einen Polizeiwachmann um und gingen tags darauf auf die Truppen los, die der Sicherheit halber aufmarschiert waren. Die Soldaten feuerten, und mehr als 50 Tote und Verwundete wurden weggetragen, ihrer hundert aber als Haupttädel Führer am Kragen gefaßt. — In Graz ward auf den Dichter Hamerling ein Attentat verübt; es wurde ihm kurzweg der Kopf abgeschnitten; dem Attentäter aber geschah kurioserweise nichts, trotzdem er die That durchaus nicht leugnete. Er entschuldigte sich damit, er sei Professor an der Anatomie und hätte am Schädel des Dichters einmal nachmessen wollen, ob auch alles daran stimme. Es war nur gut, daß Hamerling schon vorher gestorben war und daß ihm so etwas erst im Sarge geschah; immerhin war es ein böser Streich und mit Recht war jedermann empört darüber. — Die

Ungarn

haben ihren langjährigen ersten Minister Tisza verloren, der sie anderthalb Jahrzehnte einigermaßen in Raud und Band hielt und auch nach seinem Rücktritt im Jahre 1890 noch einen großen Einfluß ausübte. — Auch die

Italiener

verloren einen Staatsmann, der schon in Pension gegangen war. Der alte Crispi war es, der einstmalige Rebelle, der es aber später bis zum Ministerpräsidenten gebracht hat. Am 11. August 1901 starb er zu Neapel und wurde mit feierlichem Geleite zu Schiff auf die Insel Sicilien und nach Palermo gebracht, wo seine Wiege gestanden hat und wo ihm nun auf Staatskosten das Grab bereitet wurde. Crispi war ein großer Staatsmann, und Italien hat ihm viel zu verdanken; aber auch wir Deutsche dürfen seiner freundlich gedenken, denn er war ein aufrichtiger Freund Deutschlands und des Dreibundes. Noch immer haben die Italiener mit wirtschaftlichen



Crispi †.

Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen die zahlreichen Ausstände der Landarbeiter Zeugnis ablegten. An 100 000 Italiener verlassen alljährlich im Frühjahr ihr Land, um anderswo das zu suchen, was sie in der Heimat leider nicht finden können, Arbeit und Brot. Das Ministerium Zanardelli-Giolitti suchte zwar durch bessere Steuergesetze und auf sonstige Weise das Gedeihen des Landes zu fördern, aber alt eingewurzelte Übel lassen sich nur langsam ausröten. Im übrigen ist und bleibt Italien ein schönes Land, und der heilige Petrus wußte, was er that, als er sich gerade Italien zum Sitze seines „Statthalters auf Erden“ aussuchte; es ist den Herren Statthaltern dort zu allen Zeiten wohl ergangen, und wenn sie wirklich einmal auswandern mußten — sie kamen bald wieder zurück! — Der jetzige Statthalter feierte mit großem Gepränge im März 1902 sein fünfundsiebenzigjähriges Jubiläum als Papst. Aus der ganzen Welt gab es dazu einen unerhörten Zulauf; der deutsche Kaiser schickte einen seiner allerersten Generale nach Rom, und dieser brachte die schönsten Grüße vom Kaiser und auch ein großartiges Geschenk mit, eine Stuhluhr nämlich aus Porzellan; und nun weiß auch der Peter genau, was die Uhr geschlagen hat: zwei so ernsthafte Briefe, wie einstmals Kaiser Wilhelm der Große und der Papst einander geschrieben haben, schreiben sich Papst und

Kaiser heut nimmer. — Volle 92 Jahre ist der Papst schon alt; wen hat er nicht alles schon überlebt! Auch zwei seiner besten Freunde hat er dahingehen sehen: den Windthorst anno 1891 und jetzt den Lieber, der April 1902 starb. Nun meint ihr am Ende, das hätte der Hinkende doch schon vorher und zwar da berichten sollen, wo von Deutschland die Rede war, und nicht erst jetzt, wo von Italien und dem Papste die Rede ist. Aber nein; es hat schon seine Richtung, und der Hinkende weiß, was er thut; der Lieber gehörte mehr zum Papste als zum Deutschen Reiche. Das wird selbst dadurch nicht anders, daß er noch unlängst das große Flottengesetz gutgeheißen hat. Er hat gewiß auch sein Parteinteresse dabei im Auge gehabt, sonst hätte er es schwerlich gethan. Und dafür hätte er dann schließlich einen Ministerposten bekommen sollen? (So ging nämlich ein unwahres Gerede, nachdem er tot war.) Ja, am Ende in Rom, beim Papste; aber nimmermehr daheim in Deutschland. Da wäre der Hinkende schon lieber ausgewandert — und zwar gleich nach Italien — und hätte seinen Kalender in Rom drucken lassen; da konnte es auch nicht schlimmer werden! — Jetzt kommen wir vom Dreibund zum Zweibund; denn neben dem „Dreibund“ giebt es ja den „Zweibund“, zu dem sich Rußland und Frankreich bekennen. Es ist das freilich ein etwas sonderbarer Bund — ein Bund etwa wie ihn ein immerwährender Borger mit seinem Gelddarleiher gemacht hat.

Rußland

braucht halt immer noch entschlich viel Geld, und so hält der Bund immer noch. Wird der Darleiher ab und zu sperrig, da kommt der Borger mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt zum Darleiher und geht ihm süß schmatzend um den Bart. Ja, er bringt sogar die Frau Gemahlin mit, denn den Frauensleuten soll einer widerstehen! So ist's im Leben, so ist's aber auch in der hohen Politik, und so kommt es, daß, als im letzten September der Kaiser von Rußland nach Frankreich reiste, um die französische Freundschaft ein wenig aufzumuntern, auch die russische Frau Kaiserin mitreiste. Sie kamen zu Schiff und stiegen zu Dünkirchen ans Land; groß war die Freude aller Franzmänner; aber die Pariser hatten sich unsonst darauf gespitzt, daß die hohen Herrschaften zu ihnen in die Stadt kommen würden. Sie kamen vielmehr nur bis Compiègne, wo eine große Truppenschau stattfand, und bis Reims. Dann reisten sie wieder heim. Im nächsten Jahre machte nun der Präsident der französischen Republik in St. Petersburg seinen Gegenbesuch. Der aber ging nicht borgen; und er wäre da auch in den Hundestall gekommen, um Fleisch zu suchen. — Sonderbar genug ist es, daß diese Freundschaft besteht, denn es giebt auf der Erde nicht zwei Länder, die so grundverschieden voneinander sind, wie gerade Rußland und Frankreich — ersteres ein Reich, regiert von einem unumschränkten Herrscher; letzteres eine

freie Republik, in der sogar die Sozialisten ein deutliches Wort mitzureden haben! In letzter Zeit nun macht sich allerdings auch in Rußland die freie Richtung immer bemerkbarer; nicht gerade an der Spitze, aber doch in ziemlich hohen Regionen. Namentlich sind es Studenten und Offiziere, von denen immer mehr und mehr unter die heimlichen Wühler und offenen Empörer gehen. Das ganze Jahr über gab es Attentate; nicht weniger als zwei Minister wurden ermordet, zuerst der Unterrichtsminister Bogolepov und zuletzt der Minister des Innern Sipjagin, den ein Student aus Kiew, als Adjutant verkleidet, kurzweg über den Haufen schoß. Ein Wunder war das nun eben nicht, denn gerade den Studenten, und namentlich denen in Kiew, war die Regierung scharf zu Leibe gegangen. Nicht wenige sind ohne richterliches Urteil nach Sibirien geschickt worden; und dabei sinnt nun schon seit etlichen Jahren eine Kommission darüber nach, ob diese Verbannung nach Sibirien nicht besser aufzuheben wäre! — Schließlich wird der Zar noch halb Rußland oder wenigstens ganz Finland nach Sibirien verschicken müssen, denn dort wimmelt es von Unzufriedenen, seit die alt hergebrachten Freiheiten immer mehr und mehr beschränkt werden. Als eines der finländischen Reiterregimenter neu eingerichtet werden sollte, da reichten sämtliche 38 Offiziere ihren Abschied ein. Fort damit nach Sibirien und dafür Kosaken eingestellt, aber auch den Kantschu nicht vergessen! — Auch den Hinkenden schickte der Russe für sein Leben gern in jene schöne Gegend; den Kalender hat er ihm



Er wäre da auch in den Hundestall gekommen, um Fleisch zu suchen.

schon verboten; doch darum keine Feindschaft nicht, denn um so mehr Kalender setzt er im heiligen Rußland nun ab. — In Helsingfors kam es sogar zu Blutvergießen. Auch im Innern des russischen Reiches sah es arg aus. Dort herrschte wiederholt Hungersnot, und ganze Scharen von Bauern zogen plündernd und raubend umher, bis sie von Kosaken zur Raision gebracht wurden. — Besser als auf die innere versteht sich der Russe auf die äußere Politik.

So hat er trotz der französischen Freundschaft doch auch ganz gute Freundschaft mit Deutschland gehalten; ja, der Zar hat auf seiner Heimreise aus Frankreich die deutsche Küste angelaufen und hat Danzig besucht, wo er auch aufs beste aufgenommen worden ist. Im inneren Asien hat er die Afghanen bisher nicht verspeist, trotzdem eine schöne Gelegenheit dazu gewesen wäre, da der bisherige Emir Abdurrahman mit Tod abging. Auch die Mandschurei will er richtig wieder herausgeben, aber man thut gut, es nicht eher zu glauben, als bis man's sieht. Recht unangenehm war den Russen die Geschichte mit dem Oberst Grimm zu Warschau, der die geheimsten Kriegspläne verraten hatte, und einen schweren Verlust erlitten sie, als die Stadt Schemacha durch ein Erdbeben so gut wie vom Boden verschwand; 4000 Menschen kamen dabei um. —

Nun einen Hopser gemacht zu der schöneren Hälfte des „Zweibunds“, zu

Frankreich.

Es ist da merkwürdig ruhig zugegangen; keine Minister sind gestürzt, kein Präsident ist ermordet worden. Monsieur Waldeck-Rousseau war es noch immer, der als erster Minister seines Amtes waltete, und Monsieur Loubet sagte zu allem „ja und Amen“. Schließlich, nachdem er alles ins rechte Geleise gebracht hatte, ging auch Waldeck-Rousseau, kurz nach der Reise des Präsidenten Loubet nach Rußland, im Juni 1902. Es ist selten vorgekommen in der Geschichte, daß ein französischer Ministerpräsident, der sowohl mit dem Präsidenten wie mit der Mehrheit der Deputiertenkammer in bestem Einvernehmen war, seinen Abschied genommen hat. Waldeck-Rousseau aber hat es gethan. Sein Nachfolger wurde Combes. Ohne einen Skandal können die Franzosen aber, wie es scheint, nicht leben, und dafür, daß ein solcher ihnen auch jetzt nicht erspart blieb, sorgte eine Frau Therese Humbert, die Schwiegertochter eines früheren Ministers, die abgefeimteste Gaunerin, die wohl je dagewesen ist. Sie behauptete, ein Amerikaner Namens Crawford, der aber in Wirklichkeit nie gelebt hat, hätte ihr 100 Millionen Franken vermacht, und suchte dies durch allerlei Finten glaubwürdig zu machen. Außerdem wußte sie sich in den Ruf besonderer Frömmigkeit zu bringen, und so gelang es ihr, nicht weniger als 56 Millionen Franken zusammenzupumpen und zahllose Leute, reiche und ärmere, an den Bettelstab zu bringen. Als endlich der Schwindel an den Tag kam, war die Gaunerin verpuffet.

Zu dem alten Zweibund ist seit dem letzten Jahre noch ein neuer gekommen, und der besteht zwischen

England und Japan.

Ja, das hat sich selbst unser sonst so geschickte Peter nicht ausdenken können, daß England und Japan einmal ein Bündnis miteinander schließen werden. Der große stolze Engländer und der kleine Ja-

paner reichen einander die Hände und schließen ein Bündnis. In der Not frist eben der Teufel fliegen, und da sonst keiner wollte, so mußte das ferne asiatische Inselreich dran glauben und Englands Bundesgenosse werden. Es soll den Engländern, wenn diese doch dermal einst draußen in Asien mit den Russen Krieg bekommen, die Kasanien aus dem Feuer holen, worauf England sie selbstverständlich — allein verspeisen wird. Der Japaner denkt sich dies jetzt



Der große stolze Engländer und der kleine Japaner reichen einander die Hände.

freilich anders, und so ist der Bund zustande gekommen — ein richtiges Schutz- und Trutzbündnis, gemacht nach dem Muster, das der alte Bismarck noch ausgegeben hat. Es war das aber auch

die allerhöchste Zeit für die Engländer, denn der

Krieg mit den Buren

der damals noch nicht beendet war, drohte ihnen immer mehr Unsehen in der Welt zu nehmen. Jetzt ist dieser frevelhaft unternommene Krieg zu Ende. Die Buren mußten eben Frieden schließen, um zu verhindern, daß ihr ganzes Volk ausgerottet würde. Der grausame Feind führte nämlich nicht allein mit den Männern Krieg, sondern auch mit den Frauen und Kindern. Diese wurden, nachdem man die Farmen abgebrannt hatte, in sogenannte „Konzentrationslager“ zusammengetrieben, die ihren Namen wahrscheinlich daher führten, daß dort Weiber und Kinder alles Elend in konzentrierter Form zu kosten bekamen. Die Kinder namentlich starben dort wie die Fliegen, was manchen Engländern schon recht gewesen sein mag. Eine Engländerin selbst, eine Miß Hobhouse, hat die Lager besucht und haarsträubende Dinge darüber berichtet. Aber auch mit den Männern verfuhr die Engländer aufs grausamste. Bei ihrer ungeheuern Überzahl war es ihnen natürlich ein leichtes, Gefangene zu machen. Die waren aber geliefert, wenn nur irgend ein Verdacht bestand, daß sie aus der Kapkolonie stammten (mochten sie auch längst Bürger der beiden Republiken geworden sein), oder wenn die Engländer ihnen ein „Verbrechen“, wie etwa das Erschießen eines plündernden

Kaffern, nachzuweisen imstande waren. Namentlich, wenn es sich um Kommandanten, Führer oder Generale handelte, wurde behende ein Kriegsgericht zusammenberufen, ein Spruch gefällt und verurteilt. Die Führer Lotter und Scheepers und viele andere sind hingerichtet worden; Scheepers ist als kranker, schwacher Mann in englische Hände gefallen; das that nichts; sie fuhren ihn auf dem Krankenwagen auf die Richtstätte! — Und die Buren? Die rächten sich doch, wenn ihnen Engländer in die Hände fielen? So fragt der Peter. Selbstver-



Delarey.

ständig! Und wie thaten sie's? Sie ließen die Gefangenen wieder laufen. Allerdings zogen sie ihnen vorher alle Kleider bis aufs Hemd aus, und so erst ließen sie die Gefangenen wieder frei; aber sie mußten dies so thun, weil sie — abgerissen, wie sie waren — diese Kleider bestens brauchen konnten. Als ihnen aber einer der allerersten englischen Generale, Met h u e n nämlich, in die Hände fiel, — den wenigstens erschossen sie als Vergeltung für all die entsetzlichen ihnen angethanen Greuel? — Weit gefehlt! Auch ihn ließ Delarey, der Burengeneral, wieder frei; und als er ihn heimführte, soll er gesagt — oder er wird's wenigstens gedacht haben: „Seht, wir Buren sind doch bessere Menschen.“

Die Schlimmsten unter den Engländern waren aber Halb-Engländer, die Hilfsmannschaften, welche aus den englischen Kolonien gekommen waren und geholfen hatten, Jagd auf die Buren zu machen. Auch Offiziere waren darunter — wahre Muster von Galgenstricken, vor denen selbst den Engländern graute. Einige Australier scheuten sich nicht, arme, wehrlose Buren, die sich freiwillig ergeben hatten, haufenweise zu erschließen; und als sich herausstellte, daß ein Missionar Namens Heese, ein geborener Deutscher, von solchen Thaten Kunde bekommen hatte, so ward auch diesem der Garaus gemacht. Das war sogar Mister Kitchener zu grob, und er ließ zwei der Kerle erschließen; zwei kamen lebenslänglich auf die Galeeren. Damit aber ist der Schimpf und die Schande von der englischen Art, Krieg zu führen, nicht genommen; und das beste ist, daß dies bereits passiert und wenigstens den englischen Herren Ministern in London wohl bekannt war — freilich verrieten sie nichts davon, — als Mister Chamberlain den Mund so voll nahm und die deutschen Truppen von anno 70 und 71 mit seinem Klot bewarf. — Endlich, nach 32-monatigem, heldenmütigem Kampfe gegen eine gewaltige Uebermacht mußte, wie gesagt, das tapfere

kleine Burenvolf Frieden schließen und sich dem Sieger ergeben. Ihre Freiheit haben die Buren verloren; doch ist ihnen die Selbstverwaltung zugestanden, was aber um so weniger sagen will, als die Engländer den Zeitpunkt des Beginnes dieser Selbstverwaltung nach Gutdünken zu bestimmen haben. Günstiger sind die andern Friedensbedingungen. Die Engländer helfen den Buren, durch Geldbeträge und Vorschüsse ihre Farmen wieder aufzurichten, und versprechen, daß die sogenannten Kaprebelln, die in der englischen Kapkolonie ansässigen Buren, die sich ihren Stammesbrüdern von Transvaal angeschlossen hatten, dafür nicht weiter bestraft werden sollen als durch Entziehung des Wahlrechts. Die Buren mußten sich ergeben, da sie einsahen, daß auf die Dauer jeder weitere Widerstand ihres kleinen Häusleins gegen die englische Weltmacht vergeblich sein würde, wenn sie vielleicht auch noch monatelang den Engländern in der bisherigen Weise hätten trotzen können. Für die Engländer war der Zeitpunkt insofern günstig gewählt, als König Eduard VII. durch den Friedensschluß seinem Krönungsfest einen größeren Glanz verleihen konnte. Die paar Millionen Pfund, die sie den Buren für Wiedererrichtung ihrer Farmen gewähren, wären bei längerer Dauer des Krieges ohnehin bald darauf gegangen. Die Kosten des Burenkrieges betragen ungefähr vier Milliarden Mark, der Aufwand für den Mann und Tag belief sich auf 17 Mark, während er sich im Kriege 1870/71 auf deutscher Seite nur auf 5 Mark belief. Der Burenkrieg war der teuerste Krieg, der je geführt worden ist. Nun, die Engländer haben ja Geld, und so konnten sie denn auch ihrem Obergeneral Lord Kitchener ein Millionchen Mark zur Belohnung zustecken. Jetzt triumphieren sie und sind

rein närrisch vor Freude über den schwer errungenen Sieg. Aber alle Ehre hatten in diesem Krieg doch die Besiegten, alle Schmach die übermächtigen Sieger. Bei dem Krönungsfeste König Eduards sollte eigentlich eine Gruppe gefangener und wieder freigelassener Tommys im Festzuge nicht fehlen. Bei dem Krönungsfeste König Eduards sollte eigentlich eine Gruppe gefangener und wieder freigelassener Tommys im Festzuge nicht fehlen. Ei, da würden die Londoner schauen, die Londone-



Bei dem Krönungsfeste König Eduards sollte eigentlich eine Gruppe gefangener und wieder freigelassener Tommys im Festzuge nicht fehlen.

rein närrisch vor Freude über den schwer errungenen Sieg. Aber alle Ehre hatten in diesem Krieg doch die Besiegten, alle Schmach die übermächtigen Sieger. Bei dem Krönungsfeste König Eduards sollte eigentlich eine Gruppe gefangener und wieder freigelassener Tommys im Festzuge nicht fehlen. Ei, da würden die Londoner schauen, die Londone-

rinnen aber würden sich abwenden und errötend lispeln: „shocking!“

Der Mann, der das südafrikanische Glend zum größten Teil verschuldet hat, sollte den Frieden nicht mehr erleben. Wenige Monate, bevor der schreckliche Krieg beendet war, starb Cecil Rhodes, der sogenannte Napoleon von Südafrika. In seinem Testamente hat er unter anderem bestimmt, daß 15 deutsche Studenten je drei Jahre in Oxford, einer englischen Universität, studieren sollen. Die Kosten dafür werden aus seinem riesigen Nachlaß bestritten. Dadurch soll nach seiner Ansicht die Freundschaft zwischen Engländern und Deutschen befördert werden. Hoffentlich wird sich kein deutscher Student finden, der das Stipendium annimmt. — Die

Spanier

haben einen König verloren und haben's kaum gemerkt. Nun, er war aber auch niemals so recht König gewesen und starb als König a. D. Auch „Gemahl a. D.“ war er. Es war das nämlich König Franz von Assisi, wobei nur um des Himmels willen der Barbier Peter nicht vermeinen soll, daß Assisi ein Land war'. (Ein Vorname ist's und fällt auf den 4. Oktober, wie's auch vorne schön im Kalender steht.) Es war ein Schattenkönig; und das Licht zu dem Schatten war die Frau Gemahlin, Königin Isabella von Spanien, neben der er gar klein auf dem Thron saß, während sie sich arg breit darauf machte. Ja, er war gutmütig bis zum Überfluß und ließ Isabellen regieren und — charisieren, bis sie richtig die „Tugendrose“ erworben und den Thron verloren hatte. Anno 1868 war das! Lang, lang ist's her; aber der Hintende hat sie alle beide in seinem Kalender stehen gehabt, und so weiß er alles noch sehr gut. Es giebt also jetzt nur einen einzigen König von Spanien und das ist der jugendliche Alfons XIII., der kürzlich sechzehn Jahre alt geworden ist und Pfingsten 1902 die Regierung selbst übernommen hat. Der Hintende wünscht ihm alles Gute, denn er hat schwere Zeiten vor sich.

Weit hinten in der Türkei ist es nichts weniger als ruhig zugegangen. Doch bevor er zum Reich des Großsultans kommt, will der Hintende erst den kleineren Staaten auf der Balkanhalbinsel einen Besuch abstatten. Im Lande Ferdinands, in Bulgarien, ist nicht viel passiert, er geht daher gleich über zu

Serbien,

wo Draga und Alexander noch immer den Storch, der ihnen den Thronfolger und Erben bringen soll, sehulichst erwarten. Bisher leider vergeblich. So ist es denn kein Wunder, daß andere sich auf die Thronfolge verspizen und entsprechende Thaten unternehmen. Nur sollten sie es ein wenig gescheiter anstellen, als sie's bisher gethan haben. Mit ganzen drei Mann hoch wollte ein gewisser Alawantitsch zu Schabat das regierende Haus der Obrenowitsche jützen, um entweder die Karageorgewitsche oder gar

die Alawantitsche einzuführen. Freilich hatte er dazu die Uniform eines Generals angethan; aber auch diese zog nicht; er verlor dabei jämmerlich das Leben und seine gesamte Armee; alle drei Kroaten, mußten kapitulieren. Die

Montenegriner

suchen auf andere Art beizukommen; ihr junger Prinz Mirko hat sich mit einer Obrenowitsch verlobt und rechnet darauf, daß er durch Erbschaft zum serbischen Throne kommt, wenn dieser etwa frei wird. Jetzt zur eigentlichen

Türkei,

deren Beherrscher, der Sultan, das ganze Jahr über durchaus keine gemüthlichen Tage hatte. Vorerst hatte er Kummer und Sorge in der Familie; sein eigener Schwager arbeitete insgeheim wider ihn und mußte schließlich Meißaus nehmen; viele hohe Würdenträger machten es ähnlich; die sich nicht rechtzeitig aus



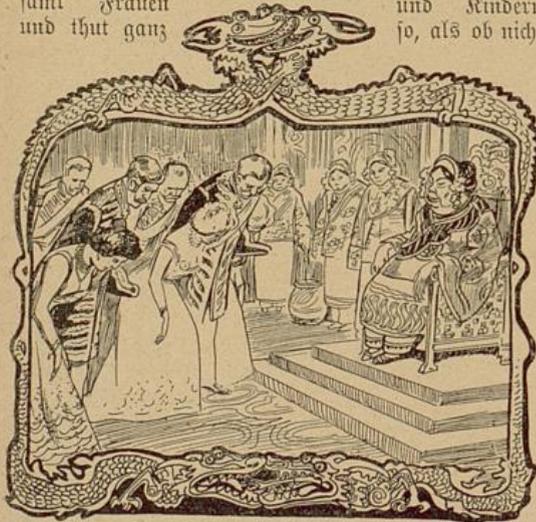
Der Sultan wand und krümmte sich und wollte mit dem Gelde nicht herausrücken.

dem Staube machten, wurden in schwere Strafen genommen. In allen Teilen des türkischen Reiches, in Armenien, Mazedonien, Albanien und Mserbien kam es zu offenen Empörungen, wodurch auch viele Europäer schweren Schaden litten, und so kamen die fremden Gesandten alle Augenblicke in den Palast zum Sultan gelaufen und verlangten Entschädigung. Namentlich einer hatte es sehr dringend, das war der französische Gesandte; und dieser forderte eine schwere Menge Geld für einige Landsleute, die angeblich bei der Vergebung einer Konzession am Hafen arg geschädigt worden seien. Der Sultan wand und krümmte sich und wollte mit dem Gelde nicht herausrücken, bis Monsieur Constant, der Gesandte, die Geduld verlor, sich aufs Schiff setzte und heimfuhr. Aber auch da gab der Sultan noch nicht nach. Nun aber heizten die Franzosen zu Toulon fünf ihrer großen Kriegsschiffe an und schickten sie in die türkischen Gewässer. Schon meinte man, sie wollten Konstantinopel bombardieren; aber die Franzosen liefen

statt dessen die türkische Insel Mytilene an und besetzten dieselbe. Da schrieb der Sultan „Au weih!“, zog den Beutel und bezahlte alles, was von ihm verlangt worden war. — Trotz all der vielen Sorge hat der Sultan immer noch Zeit und Muße gefunden, sich um recht wichtige Dinge zu kümmern, die sein Land stark angehen. Er will eine Eisenbahn nach Mekka bauen, und den Deutschen hat er die Konzession zu einer andern Eisenbahn gegeben, die von der schon bestehenden Anatolischen Bahn in Kleinasien abzweigen soll. Über das alte Bagdad und das noch ältere Ninive soll die Bahn nach Basra und damit gar bis ans persische Meer geführt werden. Wie die Anatolische Bahn es zum Teil bereits gethan hat, so wird auch die neue Bagdad-Bahn wichtige Gebiete einer höheren Kultur erschließen und damit für die Zukunft der Türkei von größter Bedeutung werden. Mit der Anatolischen und der Bagdad-Bahn, die beide auch für uns Deutsche von Wichtigkeit sind, da sie mit deutschem Geld und deutschem Fleiß gebaut sind und gebaut werden sollen, sind wir nach Asien gelangt, und in Asien interessieren uns jetzt am meisten die

Chinesen,

die noch immer nicht ganz zu Ruhe kommen wollen. Ihre Kaiserin zwar sitzt wieder behaglich auf ihrem Throne zu Peking, empfängt die fremden Gesandten samt Frauen und Kindern und thut ganz so, als ob nicht



Ihre Kaiserin sitzt wieder behaglich auf ihrem Throne zu Peking und empfängt die fremden Gesandten samt Frauen und Kindern.

das geringste vorgefallen sei. Dafür gärt es aber überall in dem weiten Reiche; allerorten zeigen sich Räuber und Rebellen. Auch haben die Chinesen ihren schlauesten Staatsmann Li-Hung-Tschang, von dem der Hinkende schon manches erzählt hat, durch den Tod verloren. Fahren wir nun von China über den Stillen Ozean, so kommen wir zuletzt nach

Amerika.

Den Nordamerikanern ist es nicht schlecht gegangen das letzte Jahr. Gute, ja glänzende Geschäfte haben sie gemacht; das Land hat sich in großartiger Weise entwickelt; die Eisenbahnen und Dampfschiffe konnten es gar nicht bewältigen, was da alles von Eisen und Stahl, aber auch von sonstigen Handelswaren hergestellt und gebraucht wurde. Auch eine gewaltige Ausstellung hatten sie wieder veranstaltet. Da aber passierte etwas Furchterliches. Zu Buffalo war es und am 6. September 1901, als der Präsident Mac Kinley die Ausstellung besuchte und sich gerade im Musikpavillon aufhielt, wo er jedem, der herkam, ungeniert die Hand reichte. Da bot ihm einer die Linke, während er mit der Rechten einen Revolver mehrmals auf ihn abschoss. Eine der Kugeln ging dem Präsidenten in den Unterleib; sofort waren Ärzte da, die ihn nahmen, untersuchten und auch gar noch operierten; aber acht Tage darauf war er eine Leiche. Ganz Amerika, ja die ganze Welt war außer sich über diese Schandthat! Aber es mußte alles Klagen und Mäornieren nichts, der Präsident blieb tot. Freilich machten die Amerikaner mit dem Mörder wenig Federlesens, und sehr bald war auch er eine Leiche (und zwar eine elektrische, denn er wurde — ganz amerikanisch — auf elektrische Weise ins Jenseits befördert); auf den Präsidentenstuhl aber war, wie das Gesetz es vorschreibt, sofort der bisherige Vizepräsident hinaufgestiegen. Mister Theodor Roosevelt war es, und dessen Name, der schon früher, als Führer einer Reiterchar im kubanischen Kriege, nicht unbekannt gewesen war, sollte alsbald durch die ganze Welt gehen, und das verdankte er niemand anders als dem deutschen Kaiser, der die Tochter des Präsidenten, Fräulein Alice Roosevelt, dazu ausersehen hatte, seine neue, in Amerika gebaute Segeljacht zu taufen. Als seinen Vertreter bei dieser Feierlichkeit sandte der Kaiser seinen einzigen Bruder, den Prinzen Heinrich, nach Amerika hinüber. Ja, Prinz Heinrich, ein zweiter „Heinrich der Seefahrer“, der schon in China gewesen war, sollte nun auch nach Amerika hinüberdampfen, nicht nur, um dort das bischen Taufe abzuhalten, sondern um sich überhaupt den Amerikanern zu zeigen und ihnen in aller Freundschaft



Präsident Theodor Roosevelt.

einen Besuch abzustatten. Mit dem „Kronprinz Wilhelm“, dem schönsten und schnellsten Schiffe des „Norddeutschen Lloyd“, dampfte der Prinz hinüber, und ganz großartig wurde er drüben empfangen. Die Amerikaner sind sonst nicht so, daß sie vor Europa großen Respekt zeigen, und mit gekrönten Häuptern gehen sie am liebsten gut bürgerlich um, da sie freie Republikaner sind; auch haben sie sonst eine etwas lockere Zunge und nehmen durchaus kein Blatt vor den Mund. Dem Prinzen gegenüber aber waren sie wie im Zauber; da fiel auch nicht ein einziges spöttisches Wort; alles zeigte Entgegenkommen, Respekt und Freundschaft — kurz, der Besuch verlief so schön, wie es sich nur ausdenken ließ. Für sein Leben gern hätte der Hinkende die Fahrt mitgemacht; aber es ging nicht, denn gerade in der Zeit hieß es all die schönen und unterhaltsamen Geschichten schreiben, die weiterhin zu lesen stehen; aber im Geiste war er dabei; ist er doch jenseits des großen Wassers, wo er sich anno 93 die Ausstellung in Chicago angesehen hat, seines Kalenders wegen gar wohl bekannt. Ganz besonders aber hat ihn folgendes erfreut: Die Deutschen, die schon sonst ein gewichtiges Wörtchen mitzureden haben, sind in ihrem Ansehen gerade durch den Besuch des Prinzen noch gestiegen — nicht zum Schaden der Vereinigten Staaten selbst; denn annektieren wird Deutschland sie niemals; aber es thut den Deutschen da drüben gut, es macht ihre Stellung um so fester, daß sie aus einem Lande stammen, das so mächtig ist, das so geschickte und so liebenswerte Prinzen hat! Um so kräftiger werden sie drüben für alles einstehen, was recht, was vernünftig und billig ist, und um so eher werden sie damit bei den sonstigen Mitbürgern durchdringen. Das ist der Sinn des Besuches; es ist damit eine Art Bündnis zwischen hüben und drüben zustande gekommen: wiederum ein „Zweibund“, ein ungeschriebener, der aber hoffentlich um so fester ist. — Das soll den Hinkenden aber nicht abhalten, den Amerikanern auch ein wenig die Wahrheit zu sagen. Was sie auf der Philippineninsel Samar verübt haben, war nicht schön; denn dort haben sie, um die kriegerische und freiheitsliebende Bevölkerung auszurotten, alle über 10 Jahre alten männlichen Einwohner, die ihnen in die Hände fielen, einfach umbringen lassen, eine Unthat, die auch in Amerika selbst auf das schärfste verurteilt worden ist.

Während die Nordamerikaner rüstig im Fortschreiten begriffen sind, läßt sich von den Südamerikanern das gleiche leider nicht behaupten. Alljährlich giebt es da zwecklose Revolutionen und Aufstände, Nord und Todtschlag. Im letzten Jahre hatten die beiden Republiken Venezuela und Kolumbia unter einem erbittert geführten Bürgerkriege zu leiden. Der Urheber desselben war der Präsident von Venezuela, Castro, ein unternehmender Herr, mit dem auch die Deutschen ein Hühnchen zu rupfen haben. Er scheint sich übrigens ohnehin nicht lange mehr auf seinem Posten halten zu können.

Das Traurigste, was der Hinkende in diesem Jahr zu berichten hat, hat sich in Westindien ereignet, auf

der französischen Insel Martinique. Dort wurden in der Frühe des Himmelfahrtstages durch einen Ausbruch des feuerpeienden Berges Mont Pelée die blühende Hafenstadt St. Pierre nebst vielen Dörfern und Plantagen ihrer Umgebung vollständig zerstört. Nahe an 40000 Menschen kamen dabei mit einem Schlage ums Leben: ein gräßliches Unglück, wie es nur selten vorgekommen ist, so lange Menschen auf der Erde wohnen. Auch auf der Insel St. Vincent, die nicht weit von Martinique liegt, hat zu gleicher Zeit ein feuerpeiender Berg, Soufrière mit Namen, durch den Auswurf glühender Dämpfe und Schladen alle Ortschaften in seiner Umgebung vernichtet und ihre Bewohner, Tausende an der Zahl, dem Tode überliefert. Weiter ging es dann auch in Mittelamerika, in Guatemala, noch los — die alte Mutter Erde war in fürchterlichem Aufbruch, und es schaute ganz so aus, als hätte sie die Geschichte überhaupt satt und wollte untergehen. Haben doch gelehrte und ungelehrte Herren schon mehr als einmal den Weltuntergang prophezeit!

Für diesmal ist es aber noch gnädig abgegangen, die Erde ist nicht auseinandergeborsten; nein, sie besteht noch, und auch der Hinkende ist noch da und ist nicht von der Erde verschlungen worden — wie's ihm manch frommer Herr schon von Herzen gegönnt hätte — und er hofft mit Zuversicht, daß die Welt auch noch ferner bestehen bleibt und er allüberall seinen Kalender ablesen kann.

So wünscht allen seinen Lesern und Freunden ein glückliches Jahr und ein frohliches Wiedersehen:

der Hinkende.

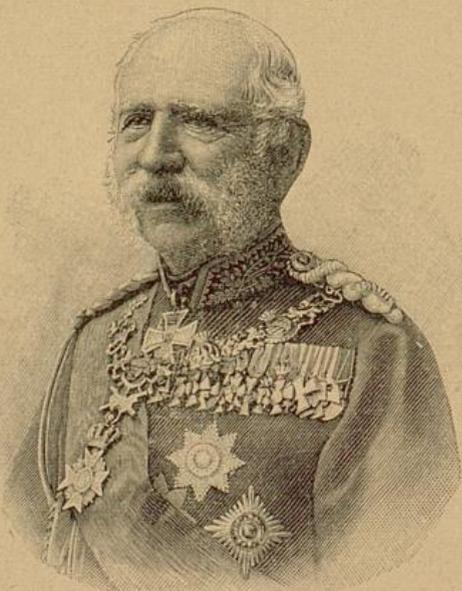
Nachdem die Erzählung der Weltbegebenheiten bereits abgeschlossen war, ereignete sich noch verschiedenes, über das der Hinkende schon jetzt berichten will: freudige Feste und unmittelbar darauf folgend tiefe Trauer. Zwei prächtige echt deutsche Feste wurden im Juni des Jahres 1902 gefeiert: das erste auf der Marienburg, dem stolzen Schlosse der Deutschordensritter, die von hier aus deutsche Kultur über weite Gebiete des Ostens verbreiteten, das zweite in der altberühmten Reichsstadt Nürnberg. Das Fest auf der Marienburg, die feierliche Einweihung der Schloßkirche daselbst, die den Abschluß der in großartigem Maßstabe durchgeführten Wiederherstellung des alten Ordenschlosses bildete, gewann eine besondere Bedeutung durch die Rede des Kaisers, in der er mit feurigen Worten ermahnte, deutsche Sitte und Art allezeit hochzuhalten und gegen polnischen Übermut zu verteidigen. Die Rede, die bei allen Deutschgesinnten freudigen Anklang fand, zeigte von neuem, daß der Kaiser gewillt ist, dem Umsichgreifen des Polentums in den östlichen Provinzen Preußens fest und energisch entgegenzutreten. Diesem Zweck diente auch die sogenannte *Polen-vorlage*, die fast zur gleichen Zeit vom preußischen Abgeordnetenhaus angenommen wurde, und durch die der preußischen Regierung zum Schutze des Deutschtums im Osten reiche Mittel zur Verfügung

gestellt werden. Das zweite der beiden erwähnten Feste war das fünfzigjährige Jubiläum des Germanischen Museums in Nürnberg, dieser großartigen Sammlung, in der alles, was das deutsche Volk in Künsten und Gewerben und in allen Zweigen menschlicher Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart geleistet hat, dem Besucher wohlgeordnet vor Augen geführt wird. Das schöne Fest wurde durch die Gegenwart des Kaiserpaars, des Prinzregenten Luitpold, des Königs von Württemberg und des Großherzogs von Baden, sowie durch die Anwesenheit zahlreicher Deputationen, auch solcher aus Oesterreich und der Schweiz, verherrlicht. Besonders gefreut hat den Hinkenden die Ansprache des Professors Vetter aus Bern, der den Gruß der deutschschweizerischen Hochschulen überbrachte und erklärte, daß in geistiger Beziehung auch die deutschsprechenden Schweizer Deutsche seien und bleiben wollen. Unter den Beherrschern der vier deutschen Königreiche fehlte nur einer bei dem nationalen Feste, König Albert von Sachsen, und dieser lag in seinem Schlosse Sibyllenort in Schlesien auf dem Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Wenige Tage darauf, am 19. Juni hauchte der edle König seine Seele aus. König Albert gehört zu den großen Fürsten und Heerführern, denen Deutschland seine Einigung verdankt. Als Führer des sächsischen Armee-corps und dann der Maasarmee erwarb sich der König, damals noch Kronprinz, in den Jahren 1870 und

befreundet. So lange es Deutsche giebt, wird sein Name mit Ehrfurcht genannt werden. Nachfolger des Königs Albert, der ein Alter von 74 Jahren



König Georg von Sachsen.



König Albert von Sachsen, † 19. Juni 1902.

1871 unsterblichen Kriegesruhm. König Albert, der seit dem Jahre 1873 den sächsischen Thron inne hatte, war ein wohlwollender, mannhafter, durch und durch reichstreuer Fürst, allen drei Kaisern und besonders auch dem unvergeßlichen ersten Reichskanzler innig

erreichte, wurde sein vier Jahre jüngerer Bruder Georg. Der jetzige König Georg ist ebenfalls ein hervorragender Feldherr, und auch er hat sich im großen Kriege rühmlichst ausgezeichnet. Der Hinkende wünscht ihm und seinem treuen Sachsenvolke Glück und Segen.

Eine schmerzliche Enttäuschung erlebten die Engländer. Ungezählte Tausende waren in London zusammengeströmt, um den Krönungszug Eduards VII. zu schauen, zu dem die großartigsten Vorbereitungen getroffen waren; zahlreiche fremde Fürstlichkeiten und Abordnungen waren bereits eingetroffen, Millionen waren verausgabt für Tribünen, Dekorationen, Illumination, und schon hatte der König am 23. Juni von Windsor aus seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten — da plakte wie eine Bombe in all diese Festesfreude die Nachricht, daß der König schwer erkrankt sei und infolge dessen die Krönung auf unbestimmte Zeit verschoben werden müsse. Man kann sich die Gefühle derjenigen vorstellen, welche von weither, von Kanada, Indien, Australien oder Afrika nach London gekommen waren, um den großartigen Feierlichkeiten beizuwohnen, die nach dem Programm vom 23. Juni bis zum 5. Juli, also zwei Wochen lang, dauern sollten. König Eduard, der in seinem 61. Lebensjahre steht, war an einer Blinddarmentzündung erkrankt und mußte sich einer gefährlichen Operation unterziehen, die nach Aussage der Ärzte gut gelungen ist. Im nächsten Jahre wird der Hinkende erzählen können, ob und wann die Krönungsfeier stattgefunden hat.